

Regina Goda

Fragmentierte Identität

Interpretation des Romans „Der lange Gang über die Stationen“ von Reinhard Kaiser-Mühlecker*

Die Studie befasst sich damit, wie die Identität einer Person konstruiert wird und welche Aspekte in ihrer Fragmentierung Bedeutung haben. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht der Debütroman „Der lange Gang über die Stationen“ (2008) des österreichischen Gegenwartsautors Reinhard Kaiser-Mühlecker, dessen Protagonist, Theodor in einer Umwelt lebt, die seine Lebensform und seine Möglichkeiten eingrenzt. Die Arbeit beschäftigt sich mit jenen Faktoren, die die soziale und kollektive Identität bestimmen. Es werden die zwischenmenschlichen Beziehungen hervorgehoben, die die Rollen und Erwartungen vorschreiben, denen Theodor entsprechen muss. Es wird ebenfalls untersucht, wie das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis Theodors Zugehörigkeit konstruieren und wie diese mit den sozialen Verhältnissen zusammenhängen. In der Studie wird verdeutlicht, welche Wirkung die Unvereinbarkeit der unterschiedlichen Rollen auf die Identitätskrise und Entfremdung Theodors hat und welche Deutungsmöglichkeiten das Ende des Romans zulässt.

Schlüsselwörter:

Literaturwissenschaft, österreichische Gegenwartsprosa, soziale und kollektive Identität, Gedächtnis, Fragmentierung, Entfremdung

Einleitung

Der österreichische Schriftsteller Reinhard Kaiser-Mühlecker schildert in seinem Debütroman „Der lange Gang über die Stationen“ das Leben des Ich-Erzählers Theodor, der mit seinen Eltern und seiner Frau auf dem Bauernhof der Familie in Oberösterreich lebt. Das dient aber nicht nur in diesem Werk als Ausgangspunkt: Sein zweiter Roman „Magdalenaberg“ wird von einem jungen Mann aus der Provinz, Joseph erzählt, der aber den elterlichen Hof nicht übernimmt, sondern das geistige Leben wählt und in Graz studiert. Im Leben beider Männer spielen die Frauen eine wichtige Rolle, so werden „Herkunft und Liebe“ (Hirsch 2009) die zwei Hauptthemen des jungen Autors. Diese spiegeln sich auch im Roman „Wiedersehen in Fiumicino“ wider, in dem Kaiser-Mühlecker seine Hauptfigur, den Bauernsohn, „der wiederum Joseph heißt“ und der „seine Freundin ohne ein Wort des Abschieds in Wien zurücklässt“ (Apel 2011), nach Buenos Aires schickt. In allen drei Romanen werden einerseits die Einstellung zu Österreich, „die Vereinsamung, die Entfremdung, das Desinteresse, die Degradierung der zwischenmenschlichen Beziehungen“ (Bombitz 2001:

* Betreut wurde die Arbeit von Ferenc Vincze.

23), andererseits die sprachlichen Schwierigkeiten und die sich daraus ergebende Krise der Identität, der Verlust des Ich, die Selbstauflösung (Bombitz 2001: 15) thematisiert, womit der Autor der Richtung der österreichischen Literatur nach 1945 folgt und auf die Tradition der Prosawerke von Thomas Bernhard und Peter Handke zurückgreift. Kaiser-Mühlecker betrachtet nicht nur die thematische Vielfältigkeit, sondern auch „die formalen Lösungen der Problemstellung“ (Bombitz 2001: 24) als Muster: Sowohl für die österreichische Prosatradition nach 1945, als auch für die Texte von Kaiser-Mühlecker sind „die Unabgeschlossenheit, die Reduktion der Handlung, die Essayhaftigkeit, der innere Monolog“ (Bombitz 2001: 24) charakteristisch.

In gewisser Hinsicht betrachtet Kaiser-Mühlecker den traditionellen Heimatroman als Muster, in dem die Geschichte „aus der Perspektive des Bauern erzählt“ (Zeyringer 1992: 229) wird bzw. das ländliche Leben idyllisch und die Gemeinschaft des Dorfes harmonisch dargestellt werden (Zeyringer 1992: 229), was in Bernhards früheren Werken noch wahrzunehmen ist. Er schildert das Dorf als einen Raum, in dem sich „das Zusammenleben der Menschen in geordneten und überschaubaren Bahnen, im Einklang mit der Natur, im Rhythmus der Jahreszeiten“ (Mittermayer 1995: 20) vollzieht. Dieses Idyll ist bereits in der ersten Szene des Debütromans von Kaiser-Mühlecker zu erkennen: „Ganz am Anfang standen einzelne lange, mit Eis überzogene Grashalme aus einer harten Schneedecke hervor, und kein Wind konnte sie bewegen. Drinnen, im Haus lag der Tabakbeutel [...] Das Aroma des Tabaks breitete sich in der Küche aus. Die Türen waren geschlossen und die Luft im Raum aufgewärmt.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 7) „Magdalenaberg“ beginnt auch mit dieser Stille und Ruhe: „Der Wasserhahn tropfte. Unermesslich langsam fiel ein Tropfen nach dem anderen von der Spitze des abgeschrägten Endes des auf den Wasserhahn gesteckten grünweißen Schlauchstutzens.“ (Kaiser-Mühlecker 2011: 7) Das idyllische Leben wird aber, wie in Bernhards „Frost“, zerstört und die Menschen befinden sich „in einer Landschaft, in der alles zerbrochen und zerrissen und zerschlagen“ (Mittermayer 1995: 30) ist. Die Gemeinschaft kann vielmehr als eine Anti-Gemeinschaft angesehen werden, die als „soziales Gefängnis“ fungiert, in dem die Figuren „in der von Geburt an festgelegten Rolle gefangen sind“ (Zeyringer 1992: 229). Diese vorgeschriebenen Rollen, die Erwartung der Übernahme des familiären Hofes verursachen die Entfremdung im Leben von Theodor und Joseph.

In den drei Romanen Kaiser-Mühleckers werden einerseits die Dichotomie von Bleiben und Gehen, der Widerspruch von Abwesenheit und Rückkehr, andererseits der „Weg aus der Gemeinschaft“ (Zeyringer 1992: 221) thematisiert. Damit beschäftigt sich auch Peter Handke in „Langsame Heimkehr“, dessen Protagonist sein Heimatland hinter sich lässt (Czeglédy

2003: 29), was als Heimatsuche und als „Suche nach neuer Identität“ (Czeglédy 2003: 29) erscheint. Bei Kaiser-Mühlecker fährt Joseph in „Wiedersehen in Fiumicino“ nach Buenos Aires, nach seiner Rückkehr nach Österreich wird aber „sein Mangel an Verständnis immer deutlicher“ (Apel 2011) und er gelangt in den Zustand der Einsamkeit, die mit „der schmerzhaft empfundenen Isolierung“ (Apel 2011) einhergeht. Diese Isoliertheit kennzeichnet einerseits Bernhards Figuren, die „verstörte Menschen“ (Fetz 1980: 192) sind und „die an ihrem gewichtigen Erbe leiden“ (Fetz 1980: 192), andererseits die Protagonisten Kaiser-Mühleckers, die „Außenseiter und Einsame[...] [...], seelisch Verwundete, [...] Einzelgänger“ sind und „die sich der Masse, einer Gruppe nicht anschließen können (wollen)“ (Zeyringer 1992: 225). Darin hat die Sprache, genauer das Unvermögen des Ausdrückens große Bedeutung, da sich die Figuren nicht verständigen können. Die „Sprache als Thema“ (Fetz 1980: 200), die in österreichischer Literatur große Bedeutung hat, erscheint auch in den Romanen des jungen Autors. Auf paradoxe Weise wird „die Unmöglichkeit des Sprechens“ (Bleutge 2009) durch die Sprache thematisiert, nachdem die Dialogform aufgelöst wird (Schmidt-Thieme 1988: 686). Die Figuren gelangen, ebenfalls bei Bernhard, „nicht in Situationen der Rede und Gegenrede“ (Schmidt-Thieme 1988: 686). Ihre Verzweiflung wird in monologischer Form ausgedrückt (Schmidt-Thieme 1988: 686), die zur Schweigsamkeit führt, die „wesentliche Attribute“ (Berg 2008) von Theodor und Joseph sind. Dadurch, dass sich der Autor nicht auf die Aussagen, viel mehr auf den Gedankenfluss konzentriert, kommt eine Erzähltechnik zustande, deren Basis die präzise und ausführliche Beobachtung der Umwelt ist und die „Handkes Wahrnehmungsschule“ (Hirsch 2009) weiterführt. Die Natur bekommt eine zentrale Rolle, die jene Naturmystik zurückruft, die in „Die Wiederholung“ von Handke die „Grundlage des Textes ist“ (Zeyringer 1992: 236) und in der die Landschaft „eine mögliche Zukunft“ (Zeyringer 1992: 236) bedeutet.

Reinhard Kaiser-Mühlecker befasst sich in seinen Werken mit gesellschaftlichen Fragen, wie „die bäuerlichen Wurzeln (Albath 2011) und „die Suche nach einem angemessenen Ort in der Welt“ (Apel 2011), die als Generationsproblem geschildert wird (Apel 2011). Er stellt das „Nachdenken und die Vergänglichkeit“ (Bleutge 2009) in den Mittelpunkt, die dazu führen, dass die Erzählfiguren „selbst zum Gegenstand der Reflexion“ (Albath 2011) werden. Er verwendet einen Stil, der „die Zeit unsichtbar“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 35) macht und „den Leser in den Zustand der Ruhe, Zeitenthobenheit und Gelassenheit“ (Berg 2008) bringt. Diese drei Elemente stellen die Basis seiner Romane dar und organisieren jene Welt von „Der lange Gang über die Stationen“, in der sich Theodor immer fremder fühlt.

Die Grundlage von Theodors Fremdheitsgefühl ist jene Determiniertheit, die von seiner Herkunft und der mit dieser zusammenhängenden bäuerlichen Lebensform herrührt. Diese Bestimmtheit, die die Zirkularität seines Lebens prägt, wird durch die sozialen Beziehungen, vorgeschriebenen Rollen und Erwartungen definiert. Die Vielzahl der Aufgaben und das erfolglose Streben nach Anerkennung haben die Fragmentierung der Identität zur Folge, die das „Codewort der Postmoderne“ (Straub 2000: 177) ist. Die meisten Versuche, die den Begriff der Identität erklären, betrachten die Identität „als einheitliche Struktur“ einer „orientierungs-, handlungs-, interaktions- und beziehungs-fähige[n]“ (Straub 2000: 169) Person. Aber statt Einheit wurde „das Subjekt als eine Vielheit gedacht“ (Straub 2000: 169) und seine Pluralität betont, die sich einerseits „auf die Heterogenität von Lebensformen oder Orientierungsweisen“ (Straub 2000: 177), andererseits auf die Pluralität innerhalb einer Person bezieht. Diese Heterogenität spiegelt sich in den unterschiedlichen Rollen von Theodor wider, denen er zu entsprechen versucht. Die Unvereinbarkeit der Aufgaben führt zu seiner Identitätskrise, weshalb seine Position in der Welt nicht bestimmt werden kann und er sich immer mehr von den Menschen und von sich selbst entfremdet.

Fragmentierte Identität

Die Basis der Identität einer Person bedeutet die „Einheit und Gleichheit über die Zeit“ (Klein 2011: 83) und die „völlige Übereinstimmung mit dem, was sie ist“ (Neuhaus 2009: 81). Das Ich formt sich aber auch durch die zwischenmenschlichen Beziehungen (Luckmann 1996: 299), deshalb haben die sozialen Verhältnisse in der Selbstbestimmung eine große Bedeutung. So gilt der Mensch als „eine bunte Mischung von Potentialen“ (Straub 2000: 179), die in diesem Fall die Beziehungen (Straub 2000: 179) und die mit diesen zusammenhängenden Rollen bedeuten, denen man entsprechen muss. Da „die Identität einer Person sozial konstituiert“ (Straub 2000: 170) ist, können die Netzwerke der Beziehungen, an denen Theodor teilnimmt, als entscheidender Faktor betrachtet werden: Sie bezeichnen sowohl seine Position, als auch die damit verbundenen Aufgaben und Rollen, die in der Konstruktion seiner Identität und in seiner Entfremdung bestimmend sind.

In der Ehe erscheint Theodor als Ehemann, der diese Rolle für sich selbst festlegte: „Der erste Sonntag als Ehemann hier auf dem Hof. Endlich war ich kein Junggeselle mehr.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 9) Die Frau zog auf den Hof, zu Theodor aus der Stadt, deshalb war die „Umgebung [...] ihr noch recht neu und unbekannt.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 8) Die Ankunft der Frau bedeutet das Ankommen einer Fremden, die auch für ihren Mann unbekannt ist. Dieser Gedanke erscheint in der Beschreibung des Hügels, die sich metaphorisch auf die

Frau bezieht: „Ich dachte auch über sein Inneres [...] als könnte etwas anderes im Inneren sein als Erde.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 44) Die Ehe ist nicht nur wegen der sozialen Identität Theodors wichtig, sondern auch mit Blick auf seine kollektive Identität, da sie ein „Wir-Gefühl und demnach [...] Gemeinsamkeiten“ (Rucht 1995: 10) zustande bringt, durch die Theodor und seine Frau „als zusammengehörig wahrgenommen werden“ (Rucht 1995: 10). Dieses Gefühl ist für Theodor, der sich selbst als Einspänner bezeichnet, etwas Unbekanntes: „[...] meiner Frau, die da jetzt so ganz nah bei mir lag, mir so nah war, dass ich einmal ihre und meine Person nicht mehr auseinanderzuhalten vermochte.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 25) Dieses Gefühl rührt einerseits daher, dass die Ehe in gewissem Maße seine Selbstaufgabe fordert, andererseits aus der Unsicherheit Theodors, ob er Teil dieser Einheit werden kann.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen Theodor und der Frau ist, dass sie aus verschiedenen Sphären kommen, darum spielen die gemeinsamen Fahrten, an denen auch die Bekannten der Frau teilnehmen, eine wichtige Rolle im Konstruieren des Fremdheitsgefühls von Theodor und in der Entfernung des Ehepaars. Ihre Hochzeitreise ist der erste Wendepunkt in der Beziehung; Theodor kann die Ereignisse nicht deuten: „Und ich würde nicht wissen, was denn wäre, welche Sache hier geschähe, die für mich unsichtbar blieb.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 27) Aber er beginnt hier noch nicht „Fragen zu stellen“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 27). Der zweite Teil des Romans fängt mit der nächsten Fahrt an, die einen anderen Bruchpunkt in der Ehe bedeutet. Theodors Fremdheitsgefühl wird dadurch verstärkt, dass das Thema des Gesprächs die Stadt ist, dabei kann er aber nicht mitdiskutieren, lebt er doch in einem anderen Umfeld. Auch was die Sprache betrifft, wird er auch ausgeschlossen, weil er „ihre Sprache nachzuahmen“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 39) versuchte, aber es gelingt ihm nicht, weshalb er lächerlich wird: „Wir lachten dann gemeinsam, und am lautesten lachte meine Frau.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 39) Diese Szene führt dazu, dass eine andere Art der Fremdheit erscheint: „[...] meine Frau [...] mich anders als sonst, auf neue Weise ansah. Und diese neue Weise: wie ein Vorbote von etwas [...] wie diese Art zu schauen neu für mich war, war sie mir fremd.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 39) Die „Wahrnehmung des Anderen“ (Raible 1998: 7) hat in der Identität einer Person eine große Rolle, so sind auch die Erfahrungen mit den Fremden im Fall von Theodor wichtig, wobei diese Begegnungen seine Persönlichkeit nicht bestätigen, sondern verunsichern. Im Gegensatz zur ersten Fahrt werden hier die Geschehnisse von Theodor reflektiert: Er denkt über das frühere Leben der Frau nach. Da die Fragen unbeantwortet bleiben, erkennt Theodor allmählich ihre Entfremdung: „[...] und dachte nach. Etwas bahnte sich an – oder war schon in Gang.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 46)

„Da das Eigene und das Andere, das Ich und die Umwelt nicht voneinander getrennt werden können“ (Neuhaus 2009: 81), hat die Wiener Fahrt eine besonders große Bedeutung in der Entfremdung Theodors, weil diese Reise als Ortswechsel gilt. Die Großstadt ist der Raum „des chaotisch Gegebenen“, geprägt vom „Übermaß an facettenhaften Eindrücken“ (Noack/Oevermann 2010: 267), was Theodor in Wien wie folgt erfährt: „Wien war [...] groß und unübersichtlich [...] viele Straßen gab es hier, dazu unzählige, unwahrscheinlich viele Menschen [...] verlor das Wichtige aus den Augen, und immer wieder kam mir die Aufmerksamkeit abhanden.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 81) Während Theodor „mit einem solchen Ort nichts anfangen“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 81) kann, stammt seine Frau aus diesem Umfeld, in dem die sozialen Beziehungen auf eine andere Weise organisiert werden. In der Stadt wird „von gesellschaftlich organisiertem Leben“ (Noack/Oevermann 2010: 266) gesprochen, für das die Achtlosigkeit charakteristisch ist, die von Theodor wie folgt beschrieben wird:

Die Städter gingen daran vorbei, wie sie aneinander vorbeigingen: achtlos und ohne zu sehen, ein jeder ausschließlich mit sich selbst beschäftigt; so bewegten sie sich. Und der Grund dafür war [...], dass sie sich wirklich nicht kannten. Bei uns, zu Hause, im Ort, ging niemand so, und jeder, hätte er sich auf diese Weise bewegt, wäre aufgefallen. Hier dagegen fiel niemand auf. (Kaiser-Mühlecker 2008: 83)

In der Stadt gelangt er nicht nur „in eine andere (Raum-)Zeit“ (Frank 2009: 75), sondern erfährt auch den Fremden, den „Raum des Anderen“ (Frank 2009: 75) und dadurch fühlt er sich selbst fremd. Die Stadt hebt den Abstand zwischen Theodor und der Frau hervor, sowohl in geistigem, als auch in kulturellem Sinne. Die Frau ist klüger als Theodor, aber auf dem Lande stört es ihn nicht: Er ist „stolz auf sie“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 82), dass sie „mehr wusste [...], eine gewisse Bildung erfahren hatte“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 82). Aber in der Stadt, wo das „Geistesleben als [...] Voraussetzung im Gegensatz zum Land“ (Noack/Oevermann 2010: 266) erscheint, denkt Theodor anders: „Aber ich kam nicht dahinter, weshalb ich mich meiner Frau schämte. Das war mir vorher noch widerfahren; sonst war es im Gegenteil so gewesen.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 82) Dieser Unterschied wird dadurch betont, dass sie einen Abend „in der Wohnung des Bekannten“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 86) der Frau verbringen. Der Mensch erfährt die Anderen in den sozialen Verhältnissen und nicht nur sie, sondern auch „sich selbst auf dem Umweg über Mitmenschen“ (Luckmann 1996: 299), deshalb spielt Theodors Begegnung mit dem Fremden eine wichtige Rolle in seiner Selbstbestimmung. Der Fremde arbeitet „mit dem Kopf“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 87) und hat „zarte Hände [...] Hebammehände“, die bei Theodor, zu Hause „als grobe

Beleidigung galt“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 89). Theodor ist hingegen ein Bauer, der alles „vom Handwerk, von der Arbeit mit den Händen“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 88) weiß. In diesem Fall kann Theodor sich selbst aufgrund der Andersartigkeit bestimmen, was er explizit ausdrückt, als seine Frau in eine andere Sprache wechselt: „Du kannst Deutsch sprechen mit mir. Ich bin nicht er.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 90) Die Entfremdung wird nicht dadurch hervorgerufen, dass sich Theodor und der Mann voneinander unterscheiden, sondern durch die Wirkung der Bekannten auf das Verhalten der Frau. Sie „rief immer wieder etwas zu ihrem Bekannten hinauf; manchmal lachten sie.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 95) Theodor bleibt aus der Unterhaltung immer aus: „Der Bekannte meiner Frau und meine Frau selbst sahen mich an, und er sagte, den Blick auf mich, etwas zu ihr, das ich nicht verstand.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 96) Die Frau beschäftigt sich mit dem anderen Mann, wodurch das kollektive Wir-Gefühl der Ehe aufgelöst wird: „In mir erwachte [...], dass meine Schritte und die meiner Frau [...] voneinander wegführten.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 81) Diese Behauptung Theodors bezieht sich nicht nur auf die konkrete physische Entfernung, sondern auch auf ihr Verhältnis in der Ehe. Die Stadt und der Mann dienen als Motivationen der späteren Reise der Frau, die für Theodor immer mehr Fragen in Verbindung mit dem früheren Leben der Frau aufwerfen. Da diese unbeantwortet bleiben, entfernen sie sich immer mehr voneinander. Theodor stellt die Ehe in Frage: „Mir schien, ich hätte sie geliebt, sie jedoch nicht mich, sie hätte ihre Rolle nur gespielt.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 141). Dadurch kann er den Verlust endlich formulieren: „Meine Frau kommt mir abhanden.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 145) Einerseits bedeutet diese Aussage seinen Misserfolg als Ehemann, andererseits die tatsächliche Erkenntnis ihrer Entfremdung. Da „zu viel Zeit vergangen war“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 155), lässt sich der Prozess nicht umkehren. Die Erfolglosigkeit der Beziehung verursacht auch die Entfremdung Theodors von sich selbst: „Ich war völlig verwirrt, kannte mich nicht mehr aus. [...] Ich muss alleine sein jetzt.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 156) Für ihn ist die einzige Lösung, dass er aus der Ehe austritt. Das spiegelt sich in der letzten Szene wider, in der er den Hof, die Verantwortung und alle Rollen, denen er zu entsprechen hätte, hinter sich lässt. Diese Entscheidung macht das Ende der Ehe endgültig, impliziert jedoch die Möglichkeit, dass sich Theodor wieder bestimmen kann.

In der Entfernung Theodors und der Frau spielt die Kinderfrage eine bedeutende Rolle, weil das Ziel der Ehe die Gründung einer Familie wäre, die Frau weigert sich jedoch. Für Theodor ist es eine wichtige Frage, er stellt sich mehrmals vor, wie es wäre, wenn er ein Kind hätte: „Ich stellte mir in diesem Moment genau diesen Jungen mit den hellen Augen vor, wie er bei uns zu Hause bei den Tieren im Stall stand.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 83–84) Die Quelle des

Konflikts ist, dass die Meinung Theodors und der Frau auch in dieser Frage unterschiedlich ist, es stellt sich aber für Theodor nur später heraus: „Für mich gehörten Kinder dazu, und ich glaubte, im Grunde sehe sie das ebenso.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 84) Theodor bezeichnet seinen Willen, der die Erwartung der Gemeinschaft repräsentiert, eindeutig: „Ein Kind. Jemand muss nach uns den Hof übernehmen.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 141). Der Kinderwunsch ging aber nicht in Erfüllung. Einerseits gilt das Leben ohne Kinder in der Ehe als Ursache der Entfremdung, andererseits stellt es das Fortbestehen des Hofes in Frage, womit das Weiterführen der Familientradition verhindert wird.

Mit Blick auf die soziale Identität kann eine Person „als Träger bestimmter Rollen“ (Rucht 1995: 10) betrachtet werden, die infolge der „spezifischen Verknüpfung [...] sowie Zugehörigkeiten bzw. Vollzüge[...] in Funktionssystemen“ (Rucht 2011: 26) entstehen. Die sozialen Beziehungen haben zur Folge, dass Theodors Identität die Konstruktion mehrerer Rollen ist. Auf dem Hof muss er nicht nur als Ehemann, sondern als Erbe, Erhalter des Hofes und Ernährer der Familie anwesend sein. Diese Rollen werden von den Erwartungen der Familie vorgegeben, die explizit die Mutter vermittelt: „Die Arten von Verantwortung, die die Mutter meinte: dass ich etwas aufzubauen hätte, und die andere, noch viel schwierigere: das dann zu erhalten, und gleichzeitig das schon Bestehende, von den Vorfahren Aufgebaute zu erhalten.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 9) Theodors Aufgabe ist nicht nur das Erhalten des Hofes, sondern auch die Sicherung des finanziellen Hintergrundes der Familie. Um den Hof aufblühen zu lassen, beginnt Theodor den Schafstall zu bauen. Er hofft auf die Verwirklichung seiner Idee, braucht aber viel Geld, deshalb muss er Darlehen aufnehmen. Damit erreicht Theodor gerade das Entgegengesetzte und macht das Fortkommen seiner Familie unsicher: „Im Kopf überschlug ich, wie viel uns dieses Essen, von dem wir nichts oder nur wenig haben würden, kostete.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 103)

Dadurch, dass Theodor im ländlichen Milieu und auf dem Bauernhof aufwuchs, wurde für ihn die gesellschaftliche Gruppe der Bauern bestimmend, die die sichere Grundlage seiner Identität bedeutet: „einen Weg gesucht und einen Weg – den des Bauern auf seinem Hof – gefunden.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 56) Die kollektive Identität entsteht in sozialen Gruppen, deren Mitglieder gemeinsame „Ziele, Werte, Praktiken, Lebensstile [...] wertschätzen.“ (Rucht 2011: 27) Im Fall von Theodor versichert einerseits seine Lebensform, die durch die Arbeit organisiert wird, die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe: „Wir arbeiteten Seite an Seite, in eigentlicher Eintracht, wie ich es empfand. Wir verstanden uns, der eine den anderen. Es gab viel Arbeit, die die Zeit unsichtbar machte [...] Arbeit dort und dort, und da und da.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 35) Andererseits wird das Wir-Gefühl durch die Sprache

verstärkt, die in Wien „die Herkunft [...] des Bauern“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 85) verrät. Theodors physische Identität, die die körperlichen Eigenschaften umfasst (Rucht 2011: 26), zeigt auch seine Teilnahme an dieser Gruppe: „Du bist wirklich ein kräftiger Mann! Ja, so sind wir Bauern eben, antwortete ich. Die Arbeit ist hart, und da wird man so.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 40)

Die Alterität ist eine grundlegende Erfahrung „für den Menschen als ein soziales Wesen“ (Raible 1998: 9), deshalb ist das Anders-Sein für Theodor als Ehemann und Bauer wichtig. In dem „Erkennen von [...] Alterität“ (Raible 1998: 15) hat der Rollenwechsel eine große Bedeutung: Theodor verlässt den Hof und dient als Knecht: „Ich wollte etwas sehen, so zog auch ich von Hof zu Hof, einen Winter lang, als hätte ich kein Zuhause mehr. Ich zog herum wie ein Nichterbe, ein überflüssig Gewordener, als Knecht.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 113) Er erlebt jene Freiheit, die von seiner Gegenfigur, vom Knecht vertreten wird, zugleich hat er aber die Möglichkeit, nur als Knecht zu arbeiten, so schränken die Umstände die Wahl ein. Wenn sie auf dem Hügel sitzen, formuliert Theodor den Unterschied zwischen ihnen: „Dieser Mensch, mein Knecht, er ist eins mit der Welt.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 79) Diese Aussage bezieht sich einerseits darauf, dass der Knecht frei ist: Er kann weitergehen, hat keine Verantwortung und lebt so, wie er will. Andererseits spiegelt sich in seiner Figur die Harmonie, die im Leben Theodors fehlt. Im Weggang des Knechtes erscheint eigentlich die Absicht von Theodor, auf die seine Position verweist: „Wir saßen mit dem Rücken zum Zuhause.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 79) Darin erscheint die Dichotomie, die aus der „Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen“ (Klein: 2011: 84) hervorgeht und die nicht zu lösen ist, weil Theodor den Hof nicht verlassen kann, er hat Verpflichtungen und Aufgaben, die er erfüllen muss.

Identität und Gedächtnis

Die sozialen Beziehungen sind in der Identitätskonstruktion wichtige Faktoren, weil sie Theodor unterschiedliche Rollen vorschreiben und der Mensch „im Prozeß seiner Sozialisation“ (Assmann 2018: 35) durch das gemeinsame Gedächtnis Mitglied einer Gemeinschaft, einer Gruppe wird, es kommt also ein Wir-Gefühl zustande. Der Raum, in dem Theodor und die Familie leben, wird durch die Abfolge der Generationen organisiert, was eigentlich eine Tradition zustande bringt, deren Weitergeben mit dem gemeinschaftlichen Gedächtnis eng zusammenhängt.

Die Mutter folgt der Praxis des kommunikativen Gedächtnisses, das die Erinnerungen umfasst, „die der Mensch mit seinen Zeitgenossen teilt“ (Assmann 2018: 50). Theodor kennt

seinen Großvater aus dem Erzählen der Mutter: „Was ich von ihm wusste, hatte ich zum Großteil von der Mutter.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 22) Nicht nur über Personen, sondern auch über Gegenstände spricht die Mutter: Sie wiederholt regelmäßig, wie der Küchentisch gebaut wurde: „Immer wieder hatte sie, die Mutter, mir das erzählt, wie der Großvater diesen Tisch zu bauen sich vorgenommen hatte“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 107), und „immer waren dieselben langen Sätze gewesen.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 107) Dadurch, dass sie diese Geschichte Theodor mitteilt, verbindet die Mutter die Generationen, indem sie Teile seines Gedächtnisses werden, weil man sich nicht nur an das Erfahrene erinnert, sondern auch daran, „was [...] andere erzählen“ (Assmann 2018: 36).

Nicht nur das Erzählen, sondern auch die konkrete Dingwelt, die verschiedenen Geräte und Möbel (Assmann 2018: 39), der Hut und die Pfeife sind relevante Bestandteile des Gedächtnisses. Theodor hat beide Gegenstände geerbt: „meine Pfeife – die vor mir dem Vater und vor ihm dem Großvater gehört hatte“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 111). Dadurch, dass er sie benutzt, werden bestimmte Gewohnheiten (wie das Rauchen sonntags) Teile seines Alltagslebens. Der Küchentisch hat einen „Zeitindex“, der sich auf die „Gegenwart zugleich auch auf verschiedene Vergangenheitsschichten“ (Assmann 2018: 20) bezieht. Er befindet sich in der Küche, die „das ganze Jahr über [...] der angenehmste Aufenthaltsort“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 33) war. Für Theodor bedeutet er das Gefühl der Gemütlichkeit: „[...] kam mir immer wieder [...] das Wort Zuhause in den Sinn. Und immer auch stieg zu dem Wort ein Gefühl in mir auf, eine Wärme von innen nach außen.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 33–34) Die gemeinsamen Abendessen finden auch an diesem Tisch statt, so ist er das Symbol der Zusammengehörigkeit der Familie. Der Tisch trägt die Spuren des Vaters und Großvaters: Sie schnitzten „etwas, ein Gesicht, einen Spruch, ein Gebet, in das Holz“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 107). In diesem Fall bewahrt die Schrift das Andenken beider Männer und in einem breiteren Sinn einigt dieser Gegenstand nicht nur die lebendigen, sondern auch die bereits verstorbenen Mitglieder der Familie, weshalb er zugleich die Unveränderlichkeit und die Beständigkeit anzeigt.

Theodor wird nicht nur durch die Geschichten der Anderen und die Benutzung unterschiedlicher Gegenstände Teil des kulturellen und kollektiven Gedächtnisses, sondern er durchstreift auch die Landschaft, die jene Orte bewahrt, die zum familiären Hof gehören oder gehörten. Einige Erinnerungsorte rufen Theodors Kindheit zurück, wie die Obstbäume, die anlässlich seiner Geburt „im Hausgarten in einem Halbkreis gepflanzt worden waren.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 12) Er erinnert sich daran, wie er als Kind im Fluss und am Weiher spielte, und beobachtet die Kinderschaukel, die von niemandem benutzt wird: „Wer hat den

anderen Strick abgenommen? [...] Niemand hat ihn abgenommen. Er ist abgefallen, ganz von selbst.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 58) In diesen Fällen spiegelt die Natur einerseits die Unveränderlichkeit, andererseits jene Unbeständigkeit, die auf die Wiederholung baut – „Überhaupt begeisterte mich diese Idee immer wieder neu: dass etwas begann und dass es begann wie schon unzählige Male zuvor. Die Wiederholung, die nie langweilig wurde.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 16) – und die in der Bewahrung der familiären Tradition erscheinen müsste.

Wo Theodor und die Familie leben, kann als Generationenort erachtet werden, an dem „die Mitglieder einer Familie in einer ununterbrochenen Kette der Generationen geboren und begraben worden“ sind und der in fester Verbindung mit den Geschichten der Familie steht (Assmann 2009: 301). Die Wichtigkeit der Geschichten wird von Theodor betont: „Auch hinter den kleineren Dingen stand jeweils eine Geschichte – musste eine Geschichte stehen, um sie lebendig zu erhalten, lebendig erst zu machen.“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 12) Da Theodor kein Kind hat, kann er den Hof, die Geschichten nicht weitergeben. So bricht die Kette der Generationen ab, womit er sowohl die Vergangenheit, als auch die Zukunft seiner Familie in Frage stellt. Die Orte und die Geschichten verlieren ihre Funktion und die Kollektivität der Familie, zu der auch Theodor gehört, scheint sich aufzulösen, wodurch seine eigene Identität und Zugehörigkeit unsicher wird.

Die Identitätskonstruktion Theodors wird dadurch bestimmt, zu welchen Gruppen er gehört und welche Rollen er unter den unterschiedlichen sozialen Verhältnissen erfüllen muss. Die Ehe ist einerseits vom Gesichtspunkt seiner sozialen Identität wichtig, weil er sich als Ehemann behaupten muss, andererseits mit Blick auf seine kollektive Identität, weil die Ehe ein Wir-Gefühl zustande bringt. Theodor muss nicht nur als Ehemann, sondern auch als Erhalter des Hofes und Ernährer der Familie anwesend sein. Damit, dass er in diesen Raum hineingeboren ist und den Hof übernimmt, wird angedeutet, dass er zur gesellschaftlichen Gruppe der Bauern gehört, was auch hinsichtlich der kollektiven Identität bestimmend ist. Da er sich den unterschiedlichen Erwartungen nicht entgegenkommen kann, verlässt er den Hof und alles „damit Zusammenhängende“ (Kaiser-Mühlecker 2008: 36). In Bezug auf seine Identität lässt sein Fortgang zwei Deutungsmöglichkeiten zu. Wenn man die Erfolglosigkeit der Beziehungen und der Anerkennung berücksichtigt, kann sein Weggehen als Abschluss des Prozesses der Entfremdung, als Flucht aus seinem Leben betrachtet werden. Sein Abgang kann aber auch als Ausbruch aus seiner Determiniertheit und als eine Möglichkeit für die Wiederkehr zum Selbst angesehen werden, die den Neubeginn entschließt.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Bernhard, Thomas (1972): *Frost*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Handke, Peter (1986) *Die Wiederholung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Handke, Peter (1979): *Langsame Heimkehr: Erzählung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kaiser-Mühlecker, Reinhard (2008): *Der lange Gang über die Stationen*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Kaiser-Mühlecker, Reinhard (2011): *Magdalenaberg*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Kaiser-Mühlecker, Reinhard (2011): *Wiedersehen in Fiumicino*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Sekundärliteratur:

Albath, Maike (2011): *Josephs Schweigen*. In: *Süddeutsche Zeitung*. URL: https://www.buecher.de/shop/argentinien/wiedersehen-in-fiumicino/kaiser-muehlecker-reinhard/products_products/detail/prod_id/34515624/

Apel, Friedmar (2011): *Die graue Decke der Erinnerungen*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. URL: https://www.buecher.de/shop/argentinien/wiedersehen-in-fiumicino/kaiser-muehlecker-reinhard/products_products/detail/prod_id/32531273/#reviews

Assmann, Aleida (2009): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. 4. Aufl. München: Beck

Assmann, Jan (2018): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 8. Aufl. München: Beck

Berg, Jean-Michel (2008): *Geräusch, erzeugt in frühem Fleiß*. In: *Süddeutsche Zeitung*. URL: https://www.buecher.de/shop/oesterreich/der-lange-gang-ueber-die-stationen/kaiser-muehlecker-reinhard/products_products/detail/prod_id/23334190/#reviews

Bleutge, Nico (2009): *Was schweigt denn da?* In: *Süddeutsche Zeitung*. URL: https://www.buecher.de/shop/oesterreich/magdalenaberg/kaiser-muehlecker-reinhard/products_products/detail/prod_id/26344470/#reviews

Bombitz, Attila (2001): *Osztrák regény: Rátekintés [Österreichischer Roman: Anblick]*. In: Ders.: *Mindenkori utolsó világok. Osztrák regénykurzus*. Pozsony: Kalligram, 15–34.

Czeglédy, Anita (2003): *Identifizierende Distanz: Peter Handke und Österreich*. Budapest: Károli Egyetemi Kiadó.

- Fetz, Gerald A. (1980): Thomas Bernhard und die österreichische Tradition. In: Paulsen, Wolfgang (Hg.): Österreichische Gegenwart. Die moderne Literatur und ihr Verhältnis zur Tradition. Bern: Francke, 189–205.
- Frank, Michael C. (2009): Die Literaturwissenschaften und der spatial turn: Ansätze bei Jurij Lotman und Michail Bachtin. In: Hallet, Wolfgang (Hg.): Raum und Bewegung in der Literatur: die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn. Bielefeld: transcript, 53–80, <https://doi.org/10.14361/9783839411360-003>
- Hirsch, Anja (2009): Es kam mir friedlich vor hier. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland. URL: https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buchmesse-2009/buecher/reinhard-kaiser-muehlecker-magdalenaberg-es-kam-mir-friedlich-vor-hier-1873664-p2.html?printPagedArticle=true#pageIndex_1
- Klein, Christian (2011): Erzählen und personale Identität. In: Martínez, Matías (Hg.): Handbuch Erzählliteratur. Stuttgart: Metzler, 83–89.
- Luckmann, Thomas (1996): Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz. In: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.) Poetik und Hermeneutik. Bd. 8: Identität. 2. Aufl. München: Fink, 293–313.
- Mittermayer, Manfred (1995): Thomas Bernhard. Stuttgart: Metzler, <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03988-0>
- Neuhaus, Stefan (2009): Literatur und Identität. Zur Relevanz der Literaturwissenschaft. In: Magerski, Christine/Vidulić, Sujetlan Lacko (Hg.): Literaturwissenschaft im Wandel. Aspekte theoretischer und fachlicher Neuorganisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 81–95, https://doi.org/10.1007/978-3-531-91555-5_5
- Noack, Konstanze/Oevermann, Heike (2010): Urbaner Raum: Platz – Stadt – Agglomeration. In: Günzel, Stephan (Hg.): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: Metzler, 266–279.
- Raible, Wolfgang (1998): Alterität und Identität. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 110, 7–22. URL: http://www.romanistik.uni-freiburg.de/raible/Publikationen/Files/1998_Alteritaet_Identitaet.pdf, <https://doi.org/10.1007/BF03379114>
- Rucht, Dieter (1995): Kollektive Identität. Konzeptionelle Überlegungen zu einem Desiderat der Bewegungsforschung. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 8/1, 9–23. URL: http://forschungsjournal.de/sites/default/files/archiv/FJNSB_1995_1.pdf
- Rucht, Dieter (2011): Lassen sich personale, soziale und kollektive Identität sinnvoll voneinander abgrenzen? In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 24/4, 26–29. URL: http://forschungsjournal.de/sites/default/files/archiv/fjsb_2011_4.pdf

- Schmidt-Thieme, Helga (1988): Thomas Bernhard. In: Haase, Horst/Mádl, Antal (Hg.): Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Einzeldarstellungen. Berlin: Volk und Wissen, 678–693.
- Straub, Jürgen (2000): Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die „postmoderne“ armchair psychology. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1/1, 167–194. URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/28075/ssoar-zbbs-2000-1-straub-identitatstheorie.pdf>
- Zeyringer, Klaus (1992): Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre. Tübingen: Francke.